Seine Bühne ist die Aula

Jan-Uwe Rogge ist Deutschlands bekanntester Erziehungsexperte. Die ersten Eltern beriet er vor 40 Jahren. Vieles ist noch immer aktuell.

Von Anke Schipp

Erziehung sei nicht Yoga, sagt Jan-Uwe Rogge und plädiert dennoch für Gelassenheit. Foto Frank Röth

Man muss als Mutter ein dickes Fell haben, wenn man auf Jan-Uwe Rogge trifft. Mütter nennt er schon mal „Rotkreuzschwestern“, weil sie angeblich immer zur Stelle sind, wenn ihr Nachwuchs etwas wünscht. Sie patrouillieren vor verschlossenen Zimmertüren, sie fahren ihren Nachwuchs noch schnell zur Schule, wenn er verschlafen hat, sie tragen Pausenbrote hinterher, räumen Kinderzimmer auf, sortieren Wäscheberge. Sie sind aufopferungsvoll und tüchtig, sie machen und tun. Und keiner dankt es ihnen. Auch Jan-Uwe Rogge nicht. Und trotzdem hilft er ihnen. Auf seine Art.

Rogge steht in einem Wollpullover auf der Bühne einer mittelgroßen Aula vor lauter Müttern und Vätern und spricht über Pubertät. Der erste Satz ein Paukenschlag: „Sie sehen aus wie Eltern von Pubertierenden, kaputt, fertig, müde.“ Ein Raunen geht durch den Saal. Rogge legt nach: „Aristoteles hat gesagt, Wenn du ein pflegeleichtes Kind haben willst, zeuge es bei Südwestwind.“ Pause. „Jetzt denken Sie alle: Damals war Nordostwind.“ Lachen.

Rogge ist Deutschlands bekanntester Erziehungsberater. Seit mehr als vierzig Jahren fährt er durch die Lande, hält Vorträge, gibt Seminare und schreibt Bücher zu allen Themen, die Erziehung betreffen, vom Trotzalter bis zur Pubertät – und allem, was dazwischen kommt. An diesem Abend sind sein Publikum Eltern der Wöhlerschule, eines Gymnasiums im Frankfurter Norden mit 1500 Schülern, von denen mindestens ein Drittel in der Pubertät ist, ein weiteres auf dem Weg dorthin und der Rest noch nicht ganz draußen. An diesem Abend sind mehr Mütter als Väter gekommen. Pubertät – das trifft jeden, den einen härter, den anderen weniger, aber gute Ratschläge können eigentlich alle gebrauchen.

Denn jeder kennt Kinder wie Hannes, eines von Rogges Beispielen; er beschreibt den Jungen als „Morgenmelancholiker“. Hannes kommt verschlafen in die Küche, Mama sagt: „Du kommst zu spät.“ Der Sohn reagiert nicht. Mamas Stimme wird schriller, Hannes’ eher ruhiger, denn es dauert, bis er sagt: „Fünf vor acht? Scheiße, ich komme zu spät.“ Der Schulbus ist schon weg, aber auch da gerät Hannes nicht in Panik, denn er weiß, dass er sich auf die Rotkreuzschwester verlassen kann, die sogleich in ihr Elterntaxi steigt, um ihn noch rechtzeitig zum Unterricht zu bringen.

Was ist falsch daran? Richtig: Hannes muss die Suppe, die er sich eingebrockt hat, selbst auslöffeln. Deshalb gibt Rogge, der weiß, dass Mütter gerne beim Auslöffeln helfen, einen Ratschlag: „Gehen Sie zum Kühlschrank. Wenn da ein Weißwein drin ist, trinken Sie ihn. Auch wenn es erst 7.30 Uhr ist.“ Fragende Gesichter in der Aula. „Wenn Sie den getrunken haben, können Sie auch nicht mehr fahren.“

Rogge will den Eltern nichts vorschreiben, er will sie auch nicht kritisieren, er hält ihnen nur auf ziemlich amüsante Weise den Spiegel vor. „Zehn Regeln, wie Sie ihr Kind zum Schlafen, Lernen, Nettsein bringen“, das gibt es bei ihm nicht. Es geht ihm eher um Haltung. Mitunter auch ums Aushalten. Denn das muss man können, wenn aus dem kleinen, lieben Kind plötzlich ein muffelnder Teenager wird, der Dinge sagt wie „Du bist peinlich“ oder „Du bist so gemein!“.

„Was macht eine gute Mutter?“ – Eine rhetorische Frage ans Publikum. „Sie sagt: ‚Ich bin doch nicht gemein, überlege mal, was ich alles für dich mache. Ich fahre dich zum Training, ich sag’ Papa nicht alles, ich mach’ dies und das.‘“ Rogges Ratschlag an die Mütter: „Seid doch nicht immer so beleidigt, seid doch anarchisch. Sagt doch zu eurem Kind: ‚Stimmt, ja, ich bin gemein, die gemeinste Mutter von Frankfurt.‘“ Und nach einer Kunstpause ergänzt er: „Erziehung ist nicht Yoga.“

Es sind die bürgerlichen Eltern von heute, die alles richtig machen wollen, die er aufs Korn nimmt. „Ich denke schon, dass Eltern heute etwas Inneres haben, aber dass sie sich auch sehr leicht verunsichern lassen“, sagt er am nächsten Tag beim Interview im Hotel in deutlich ernsterem Tonfall. „Ich bin aber gegen das Elternbashing, weil ich der Überzeugung bin, dass die meisten Eltern es vernünftig machen.“ Nur das, was sie machten, sei oft zu viel des Guten. „Eltern denken manchmal, dass ihr Kind früh Englisch lernen muss, um später erfolgreich zu sein, dass es Kurse machen muss, dass es keinen Leerlauf geben darf. Das hat sich schon verändert in den letzten 40 Jahren: Kinder haben keinen Freiraum mehr, überall werden sie überwacht, alles ist verplant.“ Das, so Rogge, rächt sich: „Kinder zeigen uns, dass vieles in unserer Planwirtschaft namens Erziehung nicht funktioniert.“

Seine sonore Stimme mit dem norddeutschen Tonfall hat etwas Beruhigendes. Fast wünschte man sich, er säße mit einem im Wohnzimmer, wenn der pubertierende Nachwuchs Amok läuft.

Sein erstes Buch über die Pubertät hat er 1995 geschrieben. Das einzige Kapitel, das er geändert hat, ist das zum Thema Medien, weil es damals noch keine Handys gab. Sonst sind seine Ratschläge fast gleich geblieben. Denn man habe damals schon geahnt, was heute von Neurologen belegt sei: „dass bestimmte Hirnareale Tango tanzen; das hat man schon an dem Verhalten der Kinder gesehen, heute ist es bewiesen“. Dennoch arbeite er nicht wie mancher Hirnforscher mit Hysterie: „Das bringt nichts. Ich mache Eltern Mut; ich stehe in der humanistischen bildungsbürgerlichen Tradition.“

Und da sind wir wieder beim Thema Gelassenheit. Die Zeit der Pubertät sei dazu da, dass der Mensch seine eigenen Grenzen austeste – wie auch jene der Eltern, Großeltern, Lehrer und Lehrerinnen. „Es ist besser, du machst es entwicklungsangemessen und brauchst das nicht mit 70 zu machen und als Präsident noch zu pubertieren. Wenn Trump als Kind mehr in der Sandkiste gesessen und dort mit Panzern gespielt hätte, müsste er seine Ego-Show jetzt nicht machen. Da ist schwer was schiefgelaufen. Das ist ja nur eine Ferndiagnose, aber die ist nahe an der Realität.“

Eltern, so Rogge, müssten Kinder wieder ernst nehmen. „Und wenn sie nicht so funktionieren, wie Sie das wollen, dürfen Sie das nicht als Störung missverstehen, sondern als Hinweis des Kindes, das sagt: ‚Nehmt mich mal so an, wie ich bin.‘“ Und: „Achten Sie auf das, was Ihr Kind kann, und nicht auf das, was es nicht kann.“

Rogge, Jahrgang 1947, hat das selbst so erlebt. Er wuchs in den fünfziger Jahren in Stade an der Elbe auf. „Ich hatte sehr viel Glück mit meinen Eltern“, erzählt er. „Die haben schon drauf geachtet, dass wir nicht Halligalli machen. Aber sie waren sehr aufgeschlossen.“ Und wie war der kleine Jan-Uwe in der Pubertät? „Sicherlich nicht einfach“, gesteht er. „Meine Klassenkameraden, die ich heute noch treffe, sagen schon, dass ich sehr rebellisch war, dass ich mir nicht viel habe gefallen lassen, in dem Sinne, dass ich auch immer meine eigene Meinung hatte.“ Er sei aber kein Revoluzzer gewesen: „Ich wusste eben, was ich wollte.“

Und wenn ihm im Unterricht etwas nicht so gepasst habe, habe er das auch artikuliert. Oder schon mal einen Versuch im Chemieunterricht als kleine Rache am Lehrer in die Luft gehen lassen. Als Jugendlicher war Rogge Beatles-Fan „Natürlich sagte mein Opa, das sei Hottentottenmusik. Trotzdem konnten wir das bei ihm hören.“ Und seine Eltern ließen ihn und seinen Bruder nach Hamburg zum ersten Konzert der Beatles fahren, obwohl man damals noch mit einem Erziehungsberechtigten hätte ins Konzert gehen müssen.

Nur an einer Stelle waren sie zunächst anderer Meinung: „Ich komme aus einer alten Seefahrerfamilie. Bei uns war es eine Tradition, dass einer zur See fuhr. Mein Bruder hatte keinen Bock; ich habe das gerne gemacht.“ Seine Eltern wollten, dass er die Realschule abschließt und Seemann wird. Doch sein Deutschlehrer intervenierte und sagte: „Der Junge muss Abitur machen.“ Die Eltern willigten ein, und Rogge nahm ihnen ein Versprechen ab: ein paar Jahre Schiff, dann Hörsaal.

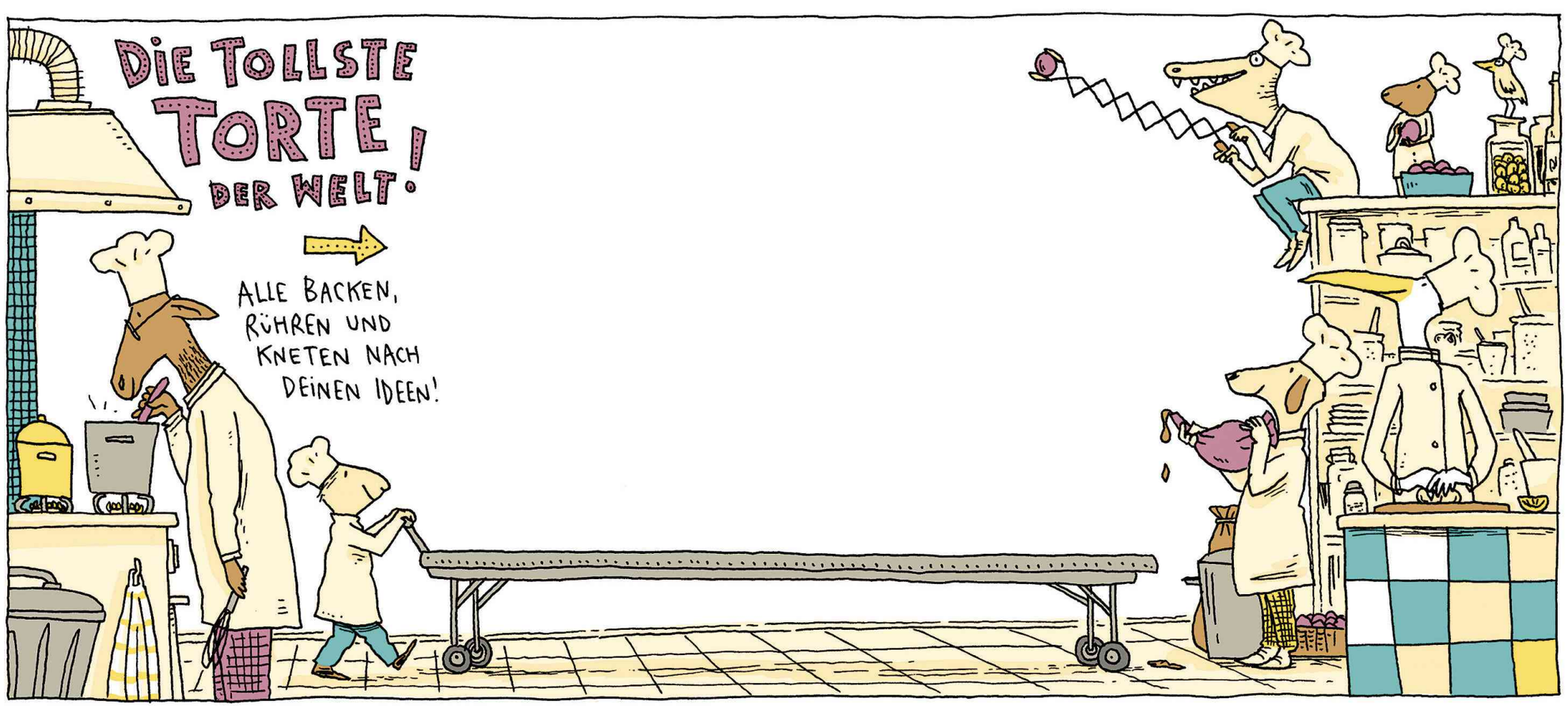
1972 schrieb er sich an der Uni Tübingen ein. Und fand in dem Altphilologen Walter Jens und dem Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger zwei Lehrmeister, die ihn nachhaltig beeinflussten. „Beide hatten in ihren Vorlesungen sehr viel Witz und waren gleichzeitig sehr bodenständig.“ In seinen eigenen Seminaren später an der Uni sei auch immer was los gewesen: „Das war ein Experimentierfeld für mich. Und irgendwann merkt man: Du kannst das, auf der Bühne stehen und reden. Und dann musst du es machen – mach et Jung!“ Deshalb blieb er dabei, als er sich 1985 als Kommunikations- und Familienberater selbständig machte, reiste durch die Lande, hielt Vorträge und Seminare. „Du musst schon auch eine Rampensau sein“, ergänzt er, „und ich bin eine, das weiß ich.“

Das beweist er auch an diesem Abend in der Frankfurter Aula. Am Ende seines Vortrags kriegen auch die Väter ihr Fett ab. Er teilt sie in drei Typen ein: der Kumpel, der Wischiwaschi-Typ und der General. Der Kumpel will mit seinem Kind befreundet sein, was spätestens in der Pubertät, wenn Eltern peinlich werden, zum Scheitern verurteilt ist. Der Wischiwaschi-Typ hält sich aus der Erziehung raus und überlässt alles seiner Frau, die am Ende schuld an allem ist. Der General war meistens ein Wischiwaschi-Typ und wechselt, wenn die Kinder in die Pubertät kommen, zur autoritären Erziehung, nicht ohne seiner Frau zu vermelden: „Du hast lange genug experimentiert, jetzt bin ich dran!“ Der General kommt abends nach Hause und übernimmt das Kommando: „Haben die Kinder Hausaufgaben gemacht? Wie war es in der Schule? Habt ihr genug gelernt?“ Rogge nennt das die „väterliche Last-Minute-Erziehung“. Die in seinen Augen genauso wenig sinnvoll ist wie die Dauerpflege durch die Rotkreuzschwestern.

Aber was soll man nun tun? Die Dinge laufen lassen, die Dinge in die Hand nehmen? Das Dazwischen, das könnte die Quintessenz sein. Rogge sieht Eltern als Leuchttürme, an denen sich Kinder jederzeit orientieren können, ohne dass ihnen ständig eine ganz bestimmte Richtung vorgezeigt wird. Als Seefahrer, der auch heute noch gerne für ein paar Wochen im Jahr auf Containerschiffen anheuert, bemüht er gerne Analogien aus der Schifffahrt: „Wenn du mit dem Schiff in einen Sturm gerätst, fühlst du dich klein, aber du musst auch dem Sturm standhalten. Und wenn eine Welle kommt, musst du kompetent handeln, damit sie dich nicht überrollt. So ähnlich funktioniert Erziehung.“ Also auch in der Pubertät Kurs halten – und die Schwesterntracht an den Nagel hängen.

Das neueste Buch von Jan-Uwe Rogge „Meine kleine Erziehungstrickkiste“ ist gerade erschienen; Gräfe und Unzer Verlag, 160 Seiten, 12,99 Euro.

Drei Fragen und drei Antworten zur Pubertät

Jan-Uwe Rogge im Video unter www.faz.net/pubertaet

NUR FÜR KINDER UND ALLE ANDEREN